

XII.

Die Welser in Augsburg als Besitzer von Venezuela und die von ihnen veranlaßten Expeditionen der Deutschen dahin.

Der Gegenstand, der in dem Folgenden abgehandelt wird, ist kein ganz unbekannter, aber er hat das seltsame Schicksal gehabt, theils mangelhaft und unvollständig mitgetheilt zu sein, theils sind die Namen so entstellt worden, daß man über sie völlig zweifelhaft blieb, und erst dem verdienten Meusel verdanken wir ihre genaue und sichere Bestimmung. Leider aber ist der kurze Aufsatz, den er darüber mittheilte, so wenig beachtet worden, daß man ihn fast vergessen nennen kann. Eine berichtigte und vervollständigte Erzählung fehlt noch, und dennoch ist die Begebenheit wichtig genug, um einer solchen werth zu sein.

Als der große Entdecker der neuen Welt, Christoph Columbus, im Jahre 1498 seine dritte Reise angetreten hatte, waren Neider und Mißgünstige nur zu eifrig bemüht, ihn um alle Früchte seiner erfolgreichen Bestrebungen zu bringen. Einer der eifrigsten war der Bischof von Badajoz, ein für seine Zeit sehr mächtiger Mann, denn er besorgte die Geschäfte des Staatsraths von Indien, und hatte vielfache Gelegenheit, ihm zu schaden. Ein wagehalsiger Abenteurer, dessen Unternehmungsg Geist durch die neuen Entdeckungen gereizt wurde, und der den Haß des Bischofs gegen Columbus kannte, wandte sich an den Bischof mit der Bitte, ihm zu erlauben, Schiffe auszurüsten, um eine Entdeckung fortzusetzen, welche nichts weiter als Muth und Ausdauer verlangte. Dem Bischof war dieser Vorschlag sehr willkommen; er nahm unseren Abenteurer, der sich Alfonso von Nijeda nannte, mit offenen

Armen auf, denn er erkannte in ihm einen Mann, der vielleicht den Ruhm des Columbus verdunkeln, jedenfalls aber theilen würde. Er ertheilte die erbetene Erlaubniß und lieferte dem Djeda die Karten und Schriften des Columbus aus, allein von den katholischen Königen unterschrieb keiner die Erlaubniß, denn ihr Inhalt verletzte den Vertrag, den sie mit dem Admiral Columbus abgeschlossen hatten.

Eine große Zahl von Spaniern und Ausländern fand sich zusammen, um durch neue Abenteuer ihr Glück zu machen. Djeda trieb in Sevilla so viel Geld auf, daß er vier Schiffe ausrüsten konnte. Zu seinem Ober-Steuermanne erwählte er den Biscayer Johann de la Cosa, einen erfahrenen mutthigen Mann. Ein in der Schifffahrt und Geographie wohl geübter reicher Kaufmann aus Florenz, Amerigo Vespucci schosß Geld zur Ausrüstung her, und entschloß sich, die Reise mitzumachen. Am 20. Mai 1499 ging die Flotte unter Segel. Schon am 27sten Tage erreichte man Land und überzeugte sich bald, daß man festes Land gefunden hatte. Djeda beschloß, der Küste zu folgen, um einen bequemen Hafen aufzusuchen, den er auch bald fand. Es fehlte nicht an Einwohnern, die sich friedlich zeigten, aber von Gold, nach dem man so begierig suchte, fand sich keine Spur. Djeda verweilte hier 27 Tage, versorgte sich mit Lebensmitteln und segelte an der Küste entlang weiter, bis er abermals auf einen Hafen traf, wo er zu seiner Verwunderung ein Dorf entdeckte, welches wie Venedig gebaut war. Es stand nämlich im Wasser auf Pfählen, die Häuser hingen mittelst Zugbrücken zusammen, und es waren ihrer 26. Djeda nannte das Dorf Venezuela, das heißt Klein-Venedig, und noch jetzt führt der Ort den Namen. Damit war die Küste dieses Landes entdeckt, dessen Entdeckungsgeschichte wir nicht weiter verfolgen, da eine andere Unternehmung unsere Blicke auf sich zieht.

Seit der Entdeckung von Venezuela waren 27 Jahre vergangen, Christoph Columbus war gestorben und Amerigo Vespucci ohne sein Zuthun die Ehre zu Theil geworden, daß der ganze Welttheil nach ihm den Namen empfing. Die Zahl der Entdeckungen hatte sich ungemein vermehrt, als die Küste Venezuela's von Neuem die Blicke auf sich zog.

Der ungerregelte Zustand der neu entdeckten Länder, der große Ruf von den unermesslichen Reichthümern derselben und die geringe Wehrkraft ihrer Einwohner waren Lockmittel genug für ein ganzes Heer

von Abenteurern aller Nationen, welche auf Seeraub ausliefen und sich zunächst in den westindischen Inseln stationirten. Bald erschallten Klagen über Klagen wegen der entsetzlichen Gewaltthaten dieser gottvergeffenen Menschen. Sie fingen die Einwohner des Festlandes von Amerika, schleppten sie als Sklaven fort, entvölkerten alle Küsten, und begingen die abscheulichsten Räubereien. Man glaubte dem entgegen zu arbeiten, wenn man die Niederlassungen vermehrte, weil man hoffte, die Befehlshaber würden dann im Stande sein, den frechen Raubzügen Einhalt zu thun. Am meisten war die ganze Küste von Venezuela diesen Räubereien ausgesetzt. Deshalb bekam der königliche Factor Johann von Ampuez Befehl, dort den Grund zu einer Stadt zu legen. Es war eine schwierige Aufgabe, denn er erhielt dazu nur 60 Mann, allein die Leute hatten Muth und guten Willen. Sie landeten zu Venezuela und fanden den Ort noch, wie ihn Alfons von Djeda verlassen hatte. Das Land umher wurde von den Einwohnern Koriana genannt. Ein mächtiger Kazike, Manaure, herrschte daselbst über sehr tapfere Indianer. Johann von Ampuez trug ihm ein Bündniß an, und fand ihn dazu geneigt. Jetzt wurde nun die neue Stadt angelegt und erbaut. Man gab ihr den Namen Coro, und war genöthigt, Brunnen anzulegen. Die Stadt hatte zwei Häfen. Das sehr ausgedehnte Land war höchst angenehm und bildete eine vortreffliche Provinz, in deren Mitte der große See Maracaibo einen der größten und prächtigsten Meerbusen darstellte. Es machte den Spaniern wenig Mühe, sich in den Besitz des schönen Landes zu setzen, aber mitten in seinen Anstrengungen wurde Johann von Ampuez genöthigt, den Platz Ausländern zu überlassen.

Kaiser Karl V. vermählte sich nämlich im Jahre 1526 mit der portugiesischen Prinzessin Isabella, König Emanuel's Tochter. Um diese und andere große Ausgaben zu bestreiten, war er genöthigt, bei den überreichen augsburgischen Kaufleuten, den Welfern, ein Anlehen zu machen. Auf ihren Vorschlag verglich er sich mit ihnen dahin, daß er ihnen für eine bestimmte Summe Geldes die ganze Landschaft Venezuela im Jahre 1528 als ein Erblehen überließ, denn das Land war ihnen als ein überaus goldreiches gerühmt worden. Die Bedingungen, unter welchen sie es erhielten, sind merkwürdig genug, um ihnen hier eine Stelle zu gönnen.

Die Welfer sollten das Land im Namen der Krone Castiliens vollends erobern und Alles einnehmen, was zwischen dem Cap La Bela, wo sich die Statthaltertschaft St. Martha endigt, und dem Cap Maracapanä liegt. Sie sollten sich auch aller Inseln bemächtigen, die in diesem Raume sind, ausgenommen die Inseln Curacao, Druba (jetzt Aruba) und Bonayre, die Ampuez zu behalten hatte, und in der ganzen Strecke dieses Landes zwei neue Wohnplätze und drei Schanzen erbauen, endlich zu diesem Unternehmen wenigstens 300 Mann anwerben. Sie sollten 50 deutsche Bergleute schaffen und dieselben in alle Provinzen vertheilen, in denen sich Spanier in Indien niedergelassen hatten; alle diese Bedingungen waren innerhalb eines Jahres zu erfüllen. Der Kaiser verband sich seinerseits, das Amt eines Aguazil-Majors und Adelantaden unter den Welfern bei der Person und den Nachkommen desjenigen erblich zu machen, den sie aus ihrer Familie dazu erwählen würden. Sie sollten ferner 4 Prozent Gewinn von Allem haben, was man aus dem Lande ziehen würde, das sie eroberten; 400,000 Maravedi's hatte der General und 200,000 Maravedi's der Lieutenant an Gehalt zu beziehen, dem sie das Unternehmen auftrugen. Sie sollten befreit sein von dem Zolle für die Einfuhr aller Lebensmittel, die sie aus Spanien kommen lassen würden. Sie erhielten 12 Quadratmeilen Land, das sie in ihrem Namen anbauen lassen konnten. Pferde, Stuten und allerlei Vieh konnten sie aus den Inseln des Windes nehmen, nämlich aus den großen Antillen. Die Indianer durften sie zu Sklaven machen, wenn sie sich nicht gutwillig unterwürfen, und die schon Gefangene waren, konnten sie taufen, dies jedoch nicht ohne Theilnahme der Missionarien und königlichen Beamten. Den Vierten von ihren Sklaven sollten sie an die königlichen Gefälle bezahlen. Sechs Jahre lang sollten sie eben das Recht haben, wie die Unterthanen der Krone Castilien, aus den Arsenalen von Sevilla alles das zu nehmen, was ihnen nöthig sein würde, sich auszurüsten. Endlich mußten sie sich allen Verordnungen unterwerfen, welche die neu eroberten Länder betrafen. Weil sich aber auf allen Seiten große Unordnung eingeschlichen hatte, indem man Alles verkehrte, was man insgeheim an Gold oder kostbaren Waaren erhandelte, wodurch das Fünftel des Königs sehr vermindert wurde, so hatten die königlichen Beamten die Macht, genaue Untersuchungen anzustellen, und der Auditor zu St. Domingo erhielt

Befehl, zu verhindern, daß die Fahrzeuge der Inseln und anderen Länder seiner Gerichtsbarkeit Handel auf der Küste von Venezuela trieben.

Dieser merkwürdige Contract giebt zu vielen Bemerkungen Veranlassung; namentlich erscheinen die vom Gewinne der Unternehmung verheißenen 4 Procent bei einem Wagniß, das stete Lebensgefahr, unermessliche Mühen und eine Menge von Menschen erforderte, so außer allem Verhältniß, und selbst die Sklaven, die man erst einfangen, dann ernähren und bewachen mußte, boten in einem uncivilisirten Lande so wenig Vortheile, daß diese beinahe illusorisch erscheinen. Indessen war in jenen Zeiten das Papier noch geduldiger, als jetzt, die Controlle im fernen Lande über alle Massen kläglich, und ein bewaffneter Haufe von mehr als 400 Europäern in Südamerika allmächtig; ängstliche Gewissenhaftigkeit incommodirte Niemanden, am wenigsten die Conquistadoren, und vor den Augen des Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, war es, wenn er nach Amerika sah, nur zu oft Nacht.

Die Welfer griffen nun ihre Unternehmung kräftig an. Ihnen galt es natürlich vor Allem, ein gutes Geschäft zu machen, und demgemäß wählten sie ihre Leute, lauter Deutsche, und rüsteten sie bestens aus. 400 Fußknechte und 80 Reiter wurden angeworben, zum Hauptmann der ganzen Schaar wurde Ambrosius Alfinger ernannt, zu seinem Lieutenant Bartholomäus Sailer ¹⁾, und zu Anfang des Jahres 1529 langten unsere Deutschen wohlbehalten zu Coro oder Venezuela an. Johann von Ampuez sah sich seiner Statthalterschaft nicht ohne Verdruß beraubt und wurde auf die vorgedachten Inseln Curacao, Oruba und Bonayre beschränkt. Leider nahm er alle Wohlfahrt und alles Glück mit, welche die Provinz bis dahin genossen hatte, denn es begann nun eine traurige Zeit, in welcher sich die Brutalität in ihrer abscheulichsten Gestalt offenbarte. Vor Allem ging man darauf aus, Gold zu bekommen, und durch die verhasstesten Mittel, durch Peinigungen aller Art wurden die unglücklichen Indianer gezwungen, es herbeizuschaffen. Der Kazike Manaure wurde nicht besser geachtet, als jeder andere Indianer. Man legte ihn auf die Folter, und er sollte

¹⁾ Wahrscheinlich ein Verwandter des Johann Seiler aus Bamberg, für welchen Johann Schöner aus Nürnberg 1520 eine Erdkugel von 3 Fuß Durchmesser anfertigen mußte (Irving, Columbus X—XII, 400), die noch jetzt in Nürnberg aufbewahrt wird.

bekennen, wo er sein Gold habe. Wahrscheinlich wäre er ein Opfer der schrecklichen Marter geworden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, zu entspringen und in die Gebirge zu flüchten. Nun rückte Alfinger nach dem See Maracaibo in das Land der Araguer, plünderte und mordete blutdürstig Alle, die sich ihm widersetzten, und verkaufte Tausende in die Sklaverei, um Gold zu erhalten. Zur Entschuldigung dieser Greuel wurde angeführt, die Araguer seien Menschenfresser, eine Beschuldigung, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen müssen. Die Araguer waren Alfinger mit vielen Freudenbezeugungen, tanzend und mit reichen Geschenken an Gold entgegen gegangen, er aber verschonte Niemanden. Einen großen Haufen derselben jagte er in ein Haus, wo er die Unglücklichen in Stücke hauen ließ; eine Anzahl hatte sich auf das Dach des Hauses geflüchtet, er ließ das Haus anzünden und sie sämmtlich verbrennen.

Nunmehr zog Alfinger mit seinem schon ziemlich geschmolzenen Trupp, der durch stete Nachsendungen aus Europa kaum in der erforderlichen Stärke zu erhalten war, zu den Pokabujern, westlich vom Maracaibo. Das Volk war friedlich, besaß aber zu seinem Unglücke viel Gold. Da Alfinger's Truppe durch die härtesten Strapazen und tausenderlei Mühseligkeiten, sowie durch den verzweiflungsvollen Widerstand der Indianer gar sehr abgenommen hatte, auch an Krankheiten litt, so blieb er hier eine Zeit lang stehen. Obschon die Eingeborenen ihn sehr freundlich bewirthe't und reichlich beschenkt hatten, ließ er doch bei seinem Abzuge alle Männer, Frauen und Kinder, die er bekommen konnte, ergreifen, und in eine große mit einem hohen Stafetenwerke umgebene Bucht einsperren. Hier mußten sie so lange Hunger und Durst erleiden, bis ein Jeder ein großes Stück Gold aufgebracht hatte. Wer es nicht konnte, mußte vor Hunger und Durst verschmachten.

Die Deutschen zogen nun in das benachbarte Land der Alkoholader, denen sie viel Gold mit der ersinnlichsten Grausamkeit abzwangen, und alle ihre Wohnungen verbrannten, ja sie verwüsteten das ganze blutgedüngte Land von Tamalameke bis an den Fluß Lebriria und selbst bis in die Statthalterschaft St. Martha hinein mit Feuer und Schwert, überall blutige Fußstapfen zurücklassend. Unglücklicher Weise hatte sich ein Gerücht verbreitet, dem Alfinger und seine Truppen nur zu gern Glauben schenkten. Im Innern von Südamerika, hieß es, weit von

dem Meere entfernt, liege an einem See ein so goldreiches Land, daß die Einwohner, die auch sehr civilisirt und kriegerisch seien, nicht nur das Gold und das Silber statt aller anderen Metalle gebrauchten, sondern auch ihre Häuser damit deckten und sich vollständige Waffenrüstungen davon machten. Der Name dieses Volkes sei Omegaß, und seine sehr große, schön gebaute und reiche Hauptstadt liege an dem vorgedachten See und umfasse den größten Theil der Einwohner des Landes.

Der Ursprung dieser weit verbreiteten Sage von dem Goldlande, von den Spaniern El Dorado genannt, ist unbekannt. Sie soll südamerikanischen Ursprungs sein, und es ist wohl möglich, daß die Indianer, welche die große Goldgier der Europäer mit Erstaunen kennen lernten, diesen das Märchen aufbanden, um sie nach dem Innern des Landes in unwirthbare, von den Küsten weit entfernte Gegenden zu locken, wo sie von ihren Schiffen abgeschnitten waren und leichter den Untergang finden mußten. Wie dem aber auch sei, Alfingers Begierde war rege geworden, er wollte nach dem Goldlande hin und sich des goldenen Hauses, das daselbst vorhanden sein sollte, bemächtigen. Er machte sich auf einen weiten Zug gefaßt und fing damit an, einen großen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln. Der Transport derselben machte ihm keine Schwierigkeit. Er ließ eine große Menge Indianer zusammentreiben und sie in derselben Weise fesseln, wie man die Galeerensklaven fesselt. Ein Jeder hatte außer seiner Kette am Halse noch eine Last zu tragen, welche einem Maulesel zu schwer gewesen sein würde. Der größte Theil dieser Unglücklichen kam vor Kummer und Entkräftung um. Sank einer von ihnen unter seiner Last nieder, so hielt man sich nicht damit auf, ihm die Kette vom Halse zu nehmen. Man half sich auf schnellere Weise und schlug ihm den Kopf ab. Es ist entsetzlich, wenn das Thier im Menschen entfesselt wird, und die Habsucht mit grimmigen Krallen seine Begierden stachelt. Vergebens aber waren alle Anstrengungen Alfingers, das goldene Haus ließ sich nicht erblicken. Er erkannte, daß er einem Schattenbilde nachjage. Alfinger wurde bei vielen Gelegenheiten geschlagen, und die Hälfte von den Deutschen, welche den vergifteten Pfeilen entgingen, starb schon nach wenigen Monaten an den übermäßigen Mühen und Beschwerden, so daß, wenn die Welfer nicht fortwährend neue Rekruten

nachgeschickt hätten, der ganze Haufen schon längst vernichtet worden wäre.

Drei Jahre hatte diese schändliche Wirthschaft bereits gedauert, und noch war nicht daran gedacht worden, einen von den beiden Plätzen zu erbauen, wozu man sich doch anheischig gemacht hatte. Auch für die Bekehrung der Indianer sollte gesorgt werden, und zu dem Ende war dem Zuge eine Anzahl Dominikaner zugesellt worden. Weil aber die Deutschen sich sämmtlich der neuen lutherischen Lehre zugewendet hatten, so kümmerten sie sich wenig um die Dominikaner, und diese vermochten ohne ihre Unterstützung nichts.

Ein neuer Zug, den Alfinger anführte, ging südwärts ein hohes Gebirge hinauf, das die Europäer noch nicht betreten hatten. Sie fanden die Luft hier sehr kalt und stießen zugleich auf eine Völkerschaft, welche sich sehr tapfer wehrte. Alfinger selber wurde gefährlich verwundet. Man brachte ihn zwar nach Coro, allein er starb an dieser Verwundung im Jahre 1532. Nach seinem Tode fiel das Commando an seinen Lieutenant Bartholomäus Sailer, doch konnte dieser sich desselben nicht lange erfreuen, denn er folgte nach kurzer Zeit seinem Vorgänger im Tode nach.

Die Welsler scheinen bei der Unternehmung nicht die goldenen Früchte gefunden zu haben, welche sie sich versprochen, denn sie ließen die Stellen der Befehlshaber mehrere Jahre unbesezt, und schickten auch keine neuen Truppensendungen. Da die Provinz Venezuela fast ganz vom Volke entblößt war, glaubte die königliche Audiencia, sie müßte wenigstens unterdessen einen Befehlshaber so lange dazu ernennen, bis der Kaiser anderen Befehl übersenden würde. Ihre Wahl traf den Johann von Carvajal. Derselbe erhielt den Befehl, nach Coro zu gehen und sich die Wiederherstellung der dortigen Zustände angelegen sein zu lassen. Niemand war dazu weniger geeignet als er, dagegen kaum einer fähiger, das Gegentheil zu bewirken. Vielleicht hat es nie einen böseren Menschen gegeben. Seine Ausschweifungen machten sogar, daß man die der Deutschen vergaß, und von allen Seiten erhoben sich laute Klagen über sein empörendes Verfahren. Carvajal's Grausamkeit entvölkerte die ganze Küste von Venezuela, eine der fruchtbarsten und volkreichsten der Erde.

Endlich sandten die Welsler im Jahre 1534 wieder einen Statt-

halter nach Venezuela, den Johann Alemann, dessen Stellung gegen den Johann von Carvajal, wie es scheint, ganz unentschieden blieb. Ehe sich dies Verhältniß regelte, starb Alemann nach kurzer Zeit, und abermals mußten die Welfer an eine Besetzung des Postens denken.

Sie wählten diesmal einen versuchten deutschen Kriegsmann, den Jörg oder Georg von Speier, und gaben ihm den Nicolaus Federmann zur Hülfe und Begleitung mit. Georg von Speier wurde als Gouverneur nach Venezuela geschickt, während Johann von Carvajal noch im alten Verhältniß geblieben zu sein scheint, und in seinen Gewaltthätigkeiten fortfuhr. Es geschah dies im Jahre 1535. Nicolaus Federmann ging sogleich an das Werk, bei dem Vorgebirge Bela eine Stadt zu erbauen, gab aber den Plan mannigfacher Hindernisse wegen wieder auf.

Unterdessen hatte die Nachricht von dem berühmten Goldlande im Innern von Südamerika auch unsere Deutschen erreicht, und ihre Begierde lebhaft rege gemacht. Noch verwegener als die Spanier, trafen sie alle Anstalten, sich dahin zu begeben und dasselbe auszuplündern. Mit 400 Mann trat Jörg von Speier einen Raubzug in das Innere des Landes an, von dem uns nur wenige Nachrichten erhalten sind, obgleich er 5 Jahre lang dauerte, sich weit erstreckte und an Abenteuern aller Art reich war; nur ein trauriger Rest von 80 Mann kehrte aus demselben zurück. Nicolaus Federmann hatte sich von Georg von Speier getrennt und bestand seine Abenteuer auf eigene Hand, denn keiner von ihnen wollte sich dem Andern unterordnen, und so war des Haders zwischen ihnen kein Ende. Wir bedauern, darüber ohne Nachrichten zu sein. Zwar hat Federmann die Geschichte seiner Reise drucken lassen, dies Buch ist aber eine außerordentliche Seltenheit und, wie es scheint, nur noch in einem einzigen Exemplare vorhanden, welches sich früher in der Klosterbibliothek zu den Mengen in Ulm befand und jetzt wahrscheinlich der königlichen Centralbibliothek in München angehört. Der Titel des Buches ist: *Indianische Historia; eine schöne kurzweilige Historia Nicolaus Federmanns des Jüngern von Ulm erster raiße, so er von Hispania und Andalosia aus in Indias des Oceanischen Mërs gethan hat, und was ihm allda begegnet bis auf sein Wiederkunft in Hispanien, außs kurzest beschriben, ganz lustig zu lesen.* 1557. 4. Am Ende steht: *Getruckt zu Hagenaw bey Siegmund Bund.* Die

Beschreibung wurde nach Federmann's Tode von Hans Kifhaber herausgegeben. Sie ist 63 Blätter stark. Da es mir nicht möglich gewesen ist, das Buch zu benutzen, so kann ich von dem Inhalte nichts mittheilen.

Da Georg von Speier den Welsern vielleicht nicht tüchtig genug erschien, so entschlossen sie sich, die Sache dadurch zu fördern und das berühmte Goldland El Dorado endlich entdecken zu lassen, daß sie eine neue Expedition ausrüsteten und der noch abwesenden zu Hülfe schickten. Wie wichtig es sei, einen tüchtigen Befehlshaber an die Spitze zu stellen, war ihnen deutlich geworden, und sorgfältiger als früher verfuhr sie diesmal in ihrer Wahl. Es gelang ihnen, den gewünschten Mann für ihre Pläne zu gewinnen und mit ihm einig zu werden.

Dies war der kaiserliche Kriegsobriste Ritter Philipp von Hutten, Bruder des Bischofs Moriz von Hutten zu Eichstedt. Er gehörte mit dem berühmten Ulrich von Hutten demselben Geschlechte an, aber während dieser der Steckelberg'schen Linie sich zuzählte, gehörte jener der Frankenberg'schen an. Er wurde als Gouverneur=Lieutenant und Militair=Commandant von Venezuela nach Amerika gesandt, war also dem Georg von Speier untergeordnet. Biederherzig, ritterlich, kühn und unerschrocken, scheint Ruhmbegierde und Lust an gefährlichen Abenteuern ihn allein vermocht zu haben, den gefährlichen Posten zu übernehmen. Wenngleich ein Sohn seiner harten Zeit, war er doch weniger goldgierig, grausam und hartherzig, als seine Vorgänger, und die Abenteuer dieses edlen deutschen Rittermannes gewinnen für uns dadurch ein doppeltes Interesse. Ist es doch, als ob das deutsche Herz dem deutschen leichter nachempfinden könnte, was es in Sorge, Noth, Angst, Furcht, Hoffnung und Glück bewegte, als irgend einem fremden.

Im Jahre 1535 ging Philipp von Hutten mit 130 Mann nach Amerika, und begab sich nach Coro, dem damaligen Hauptort in der Provinz Venezuela, — oder, wie sie Hutten nennt, Venesela, auch Venezola, am Meere Oceano gelegen, — wo er mit Jörg von Speier sich vereinigte, der gleich nachher seinen großen Zug antrat. Den Federmann suchte er auf und wünschte, ihn kennen zu lernen; er nennt ihn einen sehr geschickten Gesellen, konnte aber nicht mit ihm zusammentreffen. Unterdessen spielte Carvajal seine angemessene Rolle fort und ließ sich in seinem Gebahren nicht irre machen. Er hatte die Herr-

schaft zwar rechtmäßig erhalten, setzte sie aber als Usurpator fort, und trieb es ärger denn je.

Schon im Jahre 1532 war ein Bischof für Coro ernannt, und 1536 schlug derselbe wirklich seinen Sitz daselbst auf. Er hätte vor Allem die Pflicht gehabt, sich der unglücklichen Unterdrückten anzunehmen, sich der brutalen Gewalt entgegen zu stellen, es nicht zu dulden, daß alle Pflichten der Menschlichkeit mit Füßen getreten würden und der schändlichste Golddurst aus dem Plündern und dem Menschenverkauf eine Erwerbsquelle machte. Leider aber fand er, wie Andere, dies ganz in der Ordnung, ja er betheiligte sich sogar bei dem Gewinn.

Unser Ritter Philipp von Hutten machte den ganzen gefahrvollen und überaus mühseligen Zug des Georg von Speier mit, der nach Sünden gerichtet war und den Zweck hatte, das Goldland, den großen See und das Volk der Omegas aufzufinden. Er war hierbei dem Georg von Speyer untergeordnet. Der Zug ging weit in das Land hinein und verbreitete viel Jammer und Elend. Man schlug sich unablässig mit den Indianern, war in dem wilden unwirthbaren Lande auf steten Märschen, nährte sich nur von wilden Früchten und dem spärlichen Ertrage der Jagd, hatte mit Krankheiten und dem Ungemach der Witzterung zu kämpfen, besonders während der langen Regenzeit, verlor viele Menschen und gewann wenig Gold, denn das gepriesene Eldorado, von dem alle Indianer Amerika's zu erzählen wußten, glich der Sage von der goldenen Zeit; alle Völker sprachen davon, aber Niemand wußte, wann sie vorhanden gewesen sei.

Mit dem unerschrockensten Muth, großer Tapferkeit und einer Beharrlichkeit, die eines besseren Zweckes und Erfolges werth gewesen wäre, hatten Georg von Speier, Ritter Philipp von Hutten und deren Leute die ungeheuersten Mühseligkeiten, Beschwerlichkeiten und Gefahren vier Jahre lang ertragen, die 400 mitgenommenen Deutschen waren bis auf 80 geschmolzen; da war man genöthigt, das Suchen nach dem Goldlande aufzugeben und nach Coro zurückzukehren. Im Jahre 1539 kamen sie mit ihrem kleinen Häuflein dort an; Jörg von Speier hatte keine Lust, dies Leben fortzusetzen, er reiste im nächsten Jahre 1540 nach St. Domingo, wo er bald nachher starb.

Nummehr war unser Ritter der natürliche Nachfolger seines Vorgängers im Ober-Commando, ja er hätte nach den stipulirten Bedin-

gungen den Titel und die Würde des Adelantado oder Statthalters erhalten müssen. Statt dessen aber ernannte zu aller Erstaunen die Audiencia von St. Domingo den Bischof von Coro, Namens Bastidas, zum Civil-Gouverneur von Venezuela und ließ dem Philipp von Hutten nur die Würde eines Militair-Gouverneurs. Dies geschah 1540.

Unser Bischof glaubte den Antritt seiner Regierung durch eine möglichst schändliche und empörende Unternehmung bezeichnen zu müssen, welche gegen die unglücklichen Indianer am Maracaibo-See veranstaltet wurde. Ein gewisser Pedro Limpas, von dem noch weiter die Rede sein wird, war der Befehlshaber derselben, und die Beute, die man dadurch gewann, bestand in einer unbeträchtlichen Summe Goldes und in 500 Indianern, die auf der Stelle als Sklaven verkauft wurden. Sklavenhändler hatten sich längs der ganzen Küste etablirt.

Ritter Philipp von Hutten scheint mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, seiner Lage und seinem Gewinne wenig zufrieden gewesen zu sein. Im Jahre 1538 war er einmal nach Coro zurückgekehrt, aber alsdann mit Georg wieder weiter gezogen. Auf diesem Zuge führte er ein Tagebuch, das von 1538 bis 1541 reicht, und uns erhalten ist. Meusel, der es von dem Ritterhauptmann Karl Friedrich Reinhard von Gemmingen erhalten, hat dasselbe in seinem historisch-literarischen Magazin Thl. I, S. 51 bis 117 abdrucken lassen, unter dem Titel: Zeitung aus Indien. Es ist freilich nur kurz und dürftig, denn es sind Aufzeichnungen auf der Reise unter Gefahren und Mühen aller Art niedergeschrieben und wenig mehr enthaltend, als die sehr vielfältigen Namen der indischen Berge, Flüsse und Ortschaften, auf welche er mit seinem Heerhaufen stieß, wahrscheinlich wie er sie aussprechen hörte. In Form eines Briefes schickte er dieses Tagebuch am 20. October nach Deutschland. Unter dem 16. Januar 1540 schreibt er: „Ich habe jetzt länger denn fünf Jahr im Land unnützlich verzehrt.“ Diese Aeußerung zeigt, daß er mit den Erfolgen seines Thuns unzufrieden war. Wahrscheinlich waren seine Dienste ihrem Werthe nach weder genügend anerkannt, noch belohnt. Letzteres dürfte indessen nicht vom Geldgewinn zu verstehen sein, denn er sagt an einer andern Stelle: „Weiß Gott, kein Geiz Gelds hat mich bewegt, diese Reise zu thun!“ Schwerlich konnte er übrigens mit der ihm angewiesenen Stellung zufrieden sein, denn der Bischof Bastidas, wie der Usurpa-

tor Carvajal, wenigstens eben so mächtig als er, arbeiteten ihm entgegen.

Indessen glaubte Philipp von Hutten seiner Pflicht als Capitano generale gegen die Welsler Genüge leisten zu müssen, und trat 1541 an die Spitze eines neuen Zuges. Er hatte erfahren, daß Quesada von Santa Fé aus mit 250 Mann und einer Anzahl Reiter auf die Entdeckung und Eroberung von El Dorado ausgegangen sei. Diese Nachricht entflammte von Neuem seinen Unternehmungsgeist. Eine solche Expedition — schloß er ganz vernünftig — würde man nicht ausgesandt und gewissermaßen preisgegeben haben, wenn man nicht ganz zuverlässige Nachrichten von der Existenz des gepriesenen Goldlandes eingezogen und erhalten hätte. Er hielt es daher für rathsam, dem Quesada entgegen zu ziehen und sich mit ihm zu vereinigen. Zwar war es möglich, daß er zur Entdeckung zu spät kam, aber bei der Eroberung konnte seine Hülfe von Nutzen sein, und er dadurch wenigstens Theil an den Reichthümern dieses Landes nehmen. Hätte er freilich gewußt, daß Quesada, von den großen Beschwerlichkeiten des Marsches entkräftet, genöthigt gewesen war, mit großem Verluste sich nach Popayan zurückzuziehen, so würde er wohl den Gedanken aufgegeben haben, seinem Wege zu folgen.

Nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten und Beschwerden kam man nach etwa 8 Monaten zu einem indianischen Völkerstamm, wo Ritter Philipp auf eingezogene Erkundigungen von einem der Vornehmsten des Volks erfuhr, daß er sich in der Landschaft Papamene befinde, und daß der von ihm eingeschlagene Weg nur durch wüste und unbesohnte Gegenden führe, in denen er mit den Seinigen nothwendig vor Hunger umkommen müßte. Dagegen versicherte der Indianer, er wolle ihn, wenn er es wünsche, in ein Land führen, in welchem Gold und Silber im größten Ueberflusse vorhanden wären. Zugleich zeigte er einige goldene Aepfel und andere Kleinigkeiten vor, welche angeblich sein Bruder erst kürzlich aus diesem Lande mitgebracht hatte. Man brauche nur immer östlich bis zum Flusse Guaguave (jetzt Quaviari) zu gehen, so erreiche man das Land.

Ritter Philipp von Hutten mißtraute dem Indianer, wie seinem Berichte, und allerdings konnte ein unbedingtes Vertrauen sehr schlecht angebracht sein. Ihm schien es rathsamer zu sein, auf dem bisher bez-

tretenen Wege den Spuren des Quetsada zu folgen, und er nahm den Indianer nur als Führer auf diesem Wege mit. Nachdem man auf demselben wieder acht Tagereisen unter großen Entbehrungen und Mühen zurückgelegt hatte, und der Führer gewahr wurde, daß keine Beschwerlichkeiten und keine Noth den Hütten von dem einmal gefassten Vorsatz abbringen konnten, entwich er in der dunklen Nacht und kehrte zu den Seinen zurück.

Die Entweichung des Wegweisers, die immer beschwerlicher werdenden Wege und der steigende Mangel schlugen den Muth der Truppe völlig nieder. Alle Soldaten bedauerten, dem Rathe des Führers nicht gefolgt zu sein, sie murrten laut, bestanden auf die Umkehr, und es drohte eine Meuterei auszubrechen. Allein Ritter Philipp verlor, obgleich im wilden fremden Lande auf sich selbst beschränkt, weder den Muth, noch seine Entschlossenheit. Mit eisernem Sinn und großer Festigkeit beharrte er bei seinem Beschluß, und seine Soldaten fügten sich seinen Anordnungen.

Mehrere Tage nachher erblickten sie in der Ferne einen Berg, welcher ganz dem ähnlich zu sein schien, an dessen Fuße der Beschreibung nach die Stadt El Dorado liegen sollte. Eine große Freude bemächtigte sich der Deutschen, und wie einst die Kreuzfahrer sehnsuchtsvoll und hoch erfreut die Zinnen der heiligen Stadt erblickten, so malte sich Freude und Vergnügen in den Gesichtern unserer Krieger, die man wohl auch Kreuzfahrer nennen konnte, denn Kreuz und Glend wartete ihrer genug. Man eilte, den Berg zu erreichen, man müdete sich, ihn zu ersteigen, aber als man oben war, fand man sich in seinen Hoffnungen betrogen. Es war die Spitze, welche später Los Bardaos genannt wurde. Unglücklicher Weise begann mit der Ersteigung des Berges die Regenzeit, welche in diesen Gegenden mit geringer Unterbrechung sechs Monate lang, vom Juni bis November, dauert, und bekanntlich schütten die tropischen Regen eine unermessliche Menge Wasser herab. Während dieser Zeit war an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken, unser Ritter mußte mit seinen Leuten die Regenzeit dort abwarten, wo er sich befand, und alle Qualen des schrecklichsten Hungers erdulden. Ameisen und Schlangen waren diese Zeit hindurch ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel. Sehr viele von den Leuten starben

eines elenden Todes, die übrigen verloren alle Haare, die Nägel und die Augenbraunen.

Als die Regenzeit ihrem Ende nahete und die Leute sich einigermaßen wieder erholt hatten, wozu keine kleine Zeit gehörte, machte sich Ritter Philipp auf den Rückweg nach Coro, denn der Rest seiner Leute bedurfte einer gründlichen Erholung. Er kam aber nicht dahin, sondern verweilte in dem Dorfe Nuestra Señora de la Fagoa, bis die Regenzeit vollends vorüber war.

Während nun seine Leute von den überstandenen Mühseligkeiten und Leiden ausruhten und sich dem Gedanken überließen, bald in Coro dafür entschädigt zu werden, dachte Ritter Philipp, den alle diese Schwierigkeiten nur noch mehr aufgereizt hatten, auf neue Versuche, sein Ziel zu erreichen und das gesuchte Glück endlich zu erjagen. Durch unablässiges Nachforschen bei den Indianern brachte er endlich so viel heraus, daß der indianische Häuptling ihm die Wahrheit gesagt habe, und alle Nachrichten stimmten darin überein, daß im Innern von Südamerika ein Land von den Omegarro bewohnt werde, welches das reichste von allen Ländern wäre. Die Einwohner aber seien ungemein zahlreich, grimmig und kriegerisch, weit mehr als alle andern. Einige Indianer nannten dieses Volk Scaguer, in der Angabe der Lage stimmten sie mit einander überein.

Dies genügte, um den Muth unseres Abenteurers aufs Höchste zu entflammen, und seine Begierde, dies Land zu erreichen, aufzustacheln. Die Gefahren, die Mühen und Entbehrungen kamen gar nicht in Anschlag; war doch Aussicht vorhanden, das Alles reichlich zu vergüten. Sobald es thunlich war, nahm er seine Leute zusammen und brach mit ihnen nach der Gegend auf, welche der einzige Gegenstand aller seiner Wünsche und Hoffnungen geworden war. Die Zahl seiner Leute war bis auf 40 Mann geschmolzen, und gewiß gehörte ein tollkühner Muth dazu, um mit einer solchen Hand voll Menschen Gegenden und Länder zu befrieden, die sehr bevölkert und, wie die Sage wenigstens berichtete, von kriegerischen und grimmigen Stämmen bewohnt waren.

Philipp von Hutten trat seinen Zug an; Indianer boten sich ihm zu Wegweisern an und hielten ehrlich Wort, denn sie führten ihn an den Fluß Guaguave. Ueberhaupt zeigt sich, daß er ihre Freundschaft

zu erwerben wußte, ein Beweis, daß er sie menschlich behandelte, was ihm zu großer Ehre gereicht. Auf ziemlich bequemen Wegen kam er bei dem Flusse an und zog dann seine Erkundigungen ein. Die Eingeborenen berichteten ihm, daß er durch den auf der anderen Seite des Flusses gelegenen Ort Makatoa hindurch müsse, aber ohne Kahn nicht hinüberkommen könne. Er gab daher einem von den Indianern den Auftrag, über den Fluß zu setzen und den Einwohnern des Orts anzuzeigen: er sei hier mit 40 Mann in der Absicht, in entfernte Länder zu ziehen; er bäte um freien Durchzug und um ihre Freundschaft, wogegen er ihnen die seinige anbieten lasse.

Der Indianer entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen vollkommen, und schon am andern Morgen kam der Sohn des dortigen Kaziken mit der erforderlichen Anzahl von Kähnen, um Philipp mit seinen Leuten über den Fluß zu holen. Ihnen wurde ebenfalls Freundschaft, Gastfreiheit und Unterstützung angeboten und von ihnen dankbar angenommen. Philipp begab sich mit den Seinigen zu dem Kaziken von Makatoa. Sie wurden von diesem Volke auf das freundschaftlichste und wohlwollendste aufgenommen und behandelt und es kam zwischen ihnen zu einer innigen Verbindung. Als der sehr gutmüthige Kazike von dem Zwecke der Reise seiner europäischen Gäste Kenntniß erhielt, versicherte er ihnen, daß das Land der Omegaer wirklich sehr reich an Gold und Silber sei, daß es aber auch sehr stark, und zwar von einem so kriegerischen Volke bewohnt wäre, daß es ein unkluges, tolles, ganz unausführbares Unternehmen sei, mit so wenigen Leuten einen Versuch gegen dasselbe zu wagen. Unser Hutten ließ sich durch diese Vorstellungen nicht schrecken. Eine Schwierigkeit war ihm nichts, als eine Aufforderung, sie zu besiegen. Er war von seinem Vorsatze nicht abzubringen und bestand auf die Ausführung desselben. Als der Kazike ihn unbeweglich fand und seine Vorstellungen als vergebens erkannte, gab er ihm Wegweiser mit, um ihn zu dem nächsten, von Makatoa neun Tagereisen entfernten Dorfe zu geleiten, und Empfehlungen an den Kaziken desselben, der sein Freund war. Man legte den Marsch ohne viele Beschwerlichkeiten zurück, da die Wege gebahnt und ziemlich gut waren.

Der Kazike, zu welchem unsere Abenteurer jetzt gelangten, empfing sie mit allen Beweisen von Leutseligkeit und Vergnügen und bezeugte

ihnen das größte Wohlwollen. Aber auch er suchte dem Philipp die Tollkühnheit seines Unternehmens begreiflich zu machen. Auch er bestätigte, daß Alles wahr sei, was man ihm von den Omegas, ihrem Reichthum und ihrer Macht erzählt habe. Aber er meinte, man habe ihm wahrscheinlich die Stärke, die höhere Geistesbildung und die großen Einsichten dieses Volkes verschwiegen, welches noch nie von einem andern Volke mit irgend einem Erfolge angegriffen worden sei; folglich sei es lächerlich und gegen den gesunden Menschenverstand, es nur für möglich zu halten, daß man mit 40 Mann, und wenn sie auch wahre Löwen wären, ein Land erobern könne, das von Leuten vertheidigt werde, welche sich sowohl durch ihre große Zahl, als auch durch ihre Kriegskunst furchtbar gemacht hätten. Gewiß waren diese Vorstellungen sehr vernünftig, allein sie machten auf Ritter Philipp keinen Eindruck. Zu fest stand in ihm der Entschluß, es koste was es wolle, dem Ziele nachzustreben. Da der Kazike seine unbeugsame Halsstarrigkeit sah, so berichtete er ihm weiter, daß das Land, welches aufzusuchen sein Unstern ihn verleite, fünf Tagereisen von dem Dorfe entfernt sei, und daß er verspreche, ihn selbst dahin zu führen und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er ihm das Land gezeigt hätte. Er versicherte sogar, er würde selbst jede Gefahr mit ihm theilen, wenn er nicht wüßte, daß er dadurch die Sicherheit und die Existenz seines eigenen Volkes auf das Spiel setzte. Aber er bat zugleich den Anführer und seine Gefährten inständig, im Falle eines unglücklichen Ausganges, und wenn Einer oder der Andere von ihnen der unvermeidlichen Todesgefahr entrönne, sich wohl zu erinnern, wie dringend er sie vor einer Unternehmung gewarnt habe, bei welcher sie, wie er fest überzeugt sei, dem gewissen Untergange entgegen gingen. Man hörte seine Vorstellungen kalt und gleichgültig an und sprach nur von der Abreise; der wohlmeinende Kazike wurde als Wegweiser mitgenommen.

Nachdem man fünf Tagemärsche gemacht hatte, kam man an den Abhang eines Berges, von welchem man 4 bis 5 einzelne Hütten erblickte, die mit großen Strecken gut angebauter Felder umgeben waren. Weiterhin in einem reizenden Thale lag eine so unermeslich große Stadt, daß man sie nicht ganz übersehen konnte. Die Straßen schienen vollkommen gerade zu sein, die Häuser dicht neben einander zu stehen und gut gebaut zu sein. Jetzt, sagte der Kazike, habe ich mein Versprechen

erfüllt, euch die Hauptstadt der Omegaer zu zeigen. Du siehst hier das berühmte Land vor dir, nach dessen Reichthümern die Deutschen so lüstern sind. Das große Gebäude, welches in der Mitte der Stadt hervorragt, ist die Wohnung des Oberhauptes und der Tempel vieler Götter. Die Volksmenge dieser Stadt ist unermesslich groß und die darin herrschende Ordnung bewundernswürdig. Die einzelnen rings um die Stadt zerstreuten Häuser, sind die Wohnungen derjenigen Omegaer, welche auf Befehl des Oberhauptes Lebensmittel für die Stadt bauen müssen, während die übrigen sich ganz allein mit dem Kriegeswesen beschäftigen und sich beständig in den Waffen üben. Du siehst mit eigenen Augen, wie mächtig das Land ist, dessen Eroberung du dir vorgenommen hast, und du kannst dich selbst von der Verwegenheit eures Vorhabens überzeugen. Bestehst du aber dennoch darauf, den Versuch zu wagen, so bleibt mir nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren und die Götter anzuflehen, euch in Schutz zu nehmen, so vergeblich dies auch sein wird. — Auch diese Rede des Kaziken machte keinen Eindruck; sie nahmen von ihm Abschied und marschirten auf die Stadt los.

Als unsere Deutschen sich den Landhäusern näherten, welche sie vom Berge aus gesehen hatten, begegneten sie einigen von den Indianern, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigten, und die bei dem Anblick der weißen, bärtigen und fremdartig bekleideten Europäer heftig erschrocken und davon liefen. Man setzte ihnen vergebens nach; nur Ritter Philipp erhaschte einen von ihnen zu seinem Unglück, denn als sich der Indianer überzeugte, daß er nicht mehr entkommen könne, suchte er sich durch einen Lanzenwurf von seinem Gegner zu befreien, der diesen sehr schwer zwischen den Rippen verwundete. Ehe noch eine Stunde verfloß, hörte man schon in der Stadt von allen Seiten einen gewaltigen Lärm von Trommeln und ein heftiges Getöse von anderen Kriegswerkzeugen, zugleich aber ein fürchterliches Geschrei. Zum Glück für die Deutschen brach die Nacht rasch ein, die dort nur durch eine kurze Dämmerung vermittelt wird, und begünstigte den Rückzug. Sie brachten die Nacht auf dem Gipfel des Berges zu, wohin Philipp von Hutten in einer Hängematte getragen wurde.

Bei dem Anbruch des folgenden Tages erschien eine Armee von 15,000 Omegaern, welche aus der Stadt zog, um die Deutschen an-

zugreifen. Diese, obgleich ihrer nur noch 39 waren, welche die Waffen führen konnten, weil Philipp von Hutten verwundet dalag, rüsteten sich unter dem Befehl des Obersten Limpias zum Gefechte. Vielleicht war nie ein Kampf in Bezug auf die Stärke der beiden Parteien ungleicher, als dieser, und nie war einer so wenig nachtheilig für die geringere Zahl. Die Deutschen entwickelten eine Tapferkeit, die über alle Vorstellung ging. Keiner von ihnen wurde getödtet, sie schlugen die Omegaer siegreich zurück, und das Schlachtfeld war mit den Leichen derselben ganz bedeckt.

Es muß nothwendig fabelhaft erscheinen, daß 39 Europäer 15,000 Indianer geschlagen haben sollen, und man könnte wohl glauben, durch diese alten Nachrichten würden manche neueren Siegesberichte noch weit übertroffen. Dennoch aber ist es gewiß, daß eine Handvoll Europäer die mächtigsten amerikanischen Reiche erobert hat. Eine Anzahl von 120 Mann, die auf drei unbedeutenden Fahrzeugen aus Europa nach dem noch gänzlich unbekanntem Amerika absegelte und auf der von 1,500,000 Karaiiben bewohnten Insel St. Domingo landete, nahm dieselbe im Namen des Königs von Spanien in Besitz, legte Festungswerke darauf an und unterwarf nicht nur die ganze Insel, sondern rottete auch die Ureinwohner derselben ganz aus. Cortez wagte mit 508 Soldaten und 109 Matrosen und Handwerksleuten, wovon in Allem nur 45 Mann mit Schießgewehren bewaffnet waren, ein Land anzugreifen, das von 6 Millionen cultivirter und kriegerischer Einwohner vertheidigt ward, und es gelang ihm, dasselbe unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Pizarro eroberte das ganze unermessliche Reich Peru mit 180 Spaniern. Dies sind historisch vollkommen beglaubigte Thatfachen und lassen den Bericht von dem Treffen mit den Omega's weniger unglaubwürdig erscheinen. Begreiflicher wird die Sache, wenn man bedenkt, daß die Amerikaner sich ohne alle Schutzwaffen nackt und bloß ihren schwer bewaffneten Feinden gegenüberstellen mußten, daß sie weder Eisen noch Stahl kannten, kein Feueergewehr besaßen und mit allen taktischen Vortheilen unbekannt waren. Lanzen, Bogen und Pfeil waren ihre einzigen Waffen, mit denen sie europäischer Kriegskunst nur im allergeringsten Maße widerstehen konnten.

Ungeachtet unsere Deutschen einen glänzenden Sieg erfochten hatten, sahen sie doch ein, daß die Eroberung dieses Landes nur durch

eine weit stärkere Anzahl von Truppen möglich sein würde. Sie gaben daher für jetzt weitere Versuche auf und kehrten zu dem Kaziken zurück, der ihnen zum Wegweiser gedient hatte, und der seinen Augen kaum traute, als er sie wieder sah. Hier hielten sie sich so lange auf, bis Philipp von Hutten von seiner Wunde ganz genesen war. Dieser zog inzwischen von dem Kaziken die genaueste Erkundigung ein, wie eine zweite Unternehmung der Art schneller und glücklicher ausgeführt werden könnte. Hierauf trat er mit den Seinen den Rückweg nach Coro an, denn dort wollte er Anstalten zu einem neuen nachdrücklicheren Kriegszuge gegen die Omegas treffen.

Aber ein Unglück war es, daß der Oberst Limpias sich bei dem Zuge befand. Dieser, ein treuer Anhänger des Juan de Carvajal, welcher lebte sich noch immer im widerrechtlich angemachten Besiz der Gouverneursstelle von Venezuela befand, und in dessen Solde Limpias stand, betrachtete die Unternehmungen Ritter Philipps nicht ohne Unruhe. Kam Philipp von Hutten nach Coro, so war zu fürchten, daß er seine rechtmäßigen Ansprüche auf die Gouverneursstelle mit aller Kraft geltend machen würde. Um über Philipps Vorhaben stets unterrichtet zu sein, hatte Carvajal veranlaßt, daß Limpias dem Zuge beigegeben wurde, und dieser diente ihm als Spion. Da Philipp von Hutten jetzt nach Coro ziehen wollte, stiegen die Besorgnisse Carvajals. Schon früher scheint zwischen ihm und Limpias für diesen Fall eine Verabredung und ein Versprechen stattgefunden zu haben, dem man nun nachkommen wollte. Es war in der Charwoche 1546, als man sich noch 100 Meilen diesseits Coro befand. Da brach eine Meuterei unter den Truppen aus; Limpias stand mit einem Theile der Leute unserm Ritter und den ihm treu Gebliebenen gegenüber. Das Signal gab Limpias durch die Ermordung Philipps von Hutten. Mit ihm fiel ein junger Welfer, der den Zug mitgemacht hatte, sowie der größte Theil derer, die auf Huttens Seite standen. Damit endete diese tragische Geschichte. Limpias ging nach Coro und blieb dort unangefochten. Carvajal aber wurde später wegen seiner angemachten Gewalt nach Urtheil und Recht geschleift und gehenkt.

Den Tod Philipps von Hutten erfuhr man aus den Briefen seiner Verwandten. Die beiden letzten schrieb der Bruder des Ermordeten, der Bischof Moritz von Eichstädt, an den römischen König Ferdi-

hand, und da vermuthlich dieser nicht helfen konnte, an dessen Bruder, Kaiser Karl V., König von Spanien, um volle Genußthuung und Auslieferung des von Philipp hinterlassenen Vermögens zu bewirken, wie auch „der brieflichen Urkunden, auch Verzeichnissen der neu entdeckten Land, die mein Bruder sonder Zweifel seinem vorigen Gebrauch nach mit Fleiß wird beschrieben haben“. — Aber der wackere Bischof erreichte seinen Zweck nicht; vermuthlich weil gerade damals (1545) der Kaiser mit ganz anderen, ihm weit mehr am Herzen liegenden Dingen, mit Ausführung seiner despotischen Absichten auf das deutsche Reich beschäftigt war, und weil seine indischen Rätthe in Spanien, — wenn er ihnen ja Notiz davon gab, — sich um die gerechte Sache eines Ausländers gegen einen ihrer Landsleute wohl wenig bekümmerten.

Nummehr erschien auch die Zeit, wo der Kaiser die verderblichen Folgen einsah, die seine den Welfern ertheilte Begünstigung nothwendig mit sich führen mußte. Er überzeugte sich, daß bei einer solchen Verwaltung die Provinz Venezuela immer ein verheertes, schändlich ausgefogenes Land bleiben würde, und nahm die Souverainitätsrechte über dieselbe zurück, deren er sich eigentlich niemals hätte entäußern sollen. Der Traktat mit den Welfern wurde aufgehoben, und der Kaiser ernannte den Licentiaten Johann Perés von Tolosa zum Statthalter der Provinz.

Sechs mühevollte Jahre hatte Philipp von Hutten auf seinen beiden letzten Reisen nach dem Lande der Omegas zugebracht, und war um alle Früchte derselben betrogen worden. Durch keine der welferischen Expeditionen ist die Wissenschaft bereichert worden, durch keine derselben das Goldland aufgefunden. Dies Geschick theilten sie freilich mit anderen Expeditionen zu demselben Zwecke. Quisada zog, wie oben bemerkt, von Santa Fé mit 250 Mann und vieler Reiterei auf die Entdeckung des Goldlandes aus, und kam zurück, nachdem er den größten Theil seiner Mannschaft verloren hatte. Pedro de Ordaz stellte von Quito aus einen solchen Zug an, der nicht minder unglücklich abließ. Antonio Berrio kehrte von einer gleichen Unternehmung mit einem Verluste von neun Zehnteln seiner Mannschaft zurück. Francisco Drellana zog mit 500 Mann auf die Entdeckung des Goldlandes aus und wurde von seinen eigenen Leuten, die sich nachher zerstreuten, ermordet. Alle diese Züge haben nichts genützt, aber dem Lande ent-

festlich viel Unglück und Schaden gebracht. Sie lieferten nur den Beweis, wie unendlich viel der Mensch leisten kann, wenn irgend eine Idee sein ganzes Wesen beherrscht und sein ganzes Thun und Treiben sich auf einen Punkt richtet. Großes haben diese Männer allerdings in der Befiegung von Widerwärtigkeiten, Schwierigkeiten und Hindernissen geleistet, aber auch in der Verübung von Grausamkeiten und Schändlichkeiten aller Art. Während man sie bewundert, muß man sie verabscheuen. Leuchtend steht in dieser Hinsicht unser Philipp v. Hutten da, denn von ihm sind solche Abscheulichkeiten nicht bekannt, und von allen Genannten dürfte ihm das vorzüglichste Lob gebühren. Schade, daß die Papiere verloren gegangen sind, von denen sein Bruder spricht. Sie sind es wohl für immer.

Obgleich die hier mitgetheilte Erzählung vollständiger ist, als eine der bisher bekannten, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß sie durch einen sorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Quellen noch vervollständigt werden könnte, wären diese nicht zum Theil große Seltenheiten. Für denjenigen, der sich an die Arbeit machen will, stelle ich im Folgenden den literarischen Apparat zusammen.

La historia general y natural de las Indias, islas y terra ferma del mar Oceano. Por el Capitan Gonçalo Hernandez de Oviedo. Parte I. Sevilla 1535. Fol. — Hauptquelle; der Verfasser entstellt aber die Namen ganz gewaltig. Georg von Speier heißt bei ihm Georg Spirra, Philipp von Hutten nennt er Philipp de Urre. Darin sind ihm alle späteren Beschreiber, selbst bis in neue Zeiten gefolgt, woher es gekommen, daß man von der Mitwirkung der Deutschen bei diesen Unternehmungen nichts wußte.

D. Dapper, Die unbekannte neue Welt, oder Beschreibung des Welttheils America und des Südländes. Amsterdam 1673. Fol. S. 620 — 623.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen. Leipzig 1757. 4. Bd. XV. S. 49—51.

Marci Welseri Opera. Norimbergae 1628. Fol.

Paul v. Stetten des Jüngern Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend. Augsburg 1782. 8. S. 209 — 248.

Indianische Historia; eine schöne kurzweilige Historia Nicolaus Federmanns des Jüngern von Ulm erster raiſe; ſo er von Hispania und Andoloſia aus in Indias des Oceanischen Mers gethan hat, und was ihm allda begegnet biß auf ſein Wiederkunft in Hispanien, auß kurzest beſchrieben, ganz luſtig zu leſen. 1557. 4. Getruckt zu Hagenaw bei Sigmund Bund. — Sehr ſelten.

Iſelin, Hiſtoriſches Lexikon. Artikel Hutten.

Junker Philipp von Hutten Zeitung aus India; aus ſeiner zum Theil unſerlich gewordenen Handſchrift. Abgedruckt in Meufels hiſtoriſch-literariſchem Magazin. Baireuth und Leipzig 1785. 8 maj. Thl. I. S. 51—117.

Meusel, Bibliotheca historica. Vol. III. P. I. Lips. 1787. p. 281. Reise in den östlichen Theil von Terraſirma in Südamerika von Depons. Aus dem Franzöſ. überſetzt von Chr. Mayland. Berlin 1808. S. 32—42. 384—394.

El Dorado. Ein Beitrag zur kritiſchen Unterſuchung der geographiſchen Fabeln verfloſſener Zeiten von L. F. Ehrmann. Abgedruckt in Bertuch's allgemeynen geographiſchen Ephemeriden. Bd. XXV. Weimar 1808. S. 136—165.

Nachtrag zur vorſtehenden Abhandlung. Aus einem Schreiben des Herrn Hofraths J. G. Meusel an den Verfaſſer der Abhandlung, Herrn Prof. Ehrmann. Abgedruckt in demſelben Bande der allgemeynen geographiſchen Ephemeriden, S. 483—490.

R. v. Klöden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1855

Band/Volume: [5](#)

Autor(en)/Author(s): Klöden, von K.

Artikel/Article: [Die Welser in Augsburg als Besitzer von Venezuela und die von ihnen veranlaßten Expeditionen der Deutschen dahin 433-455](#)